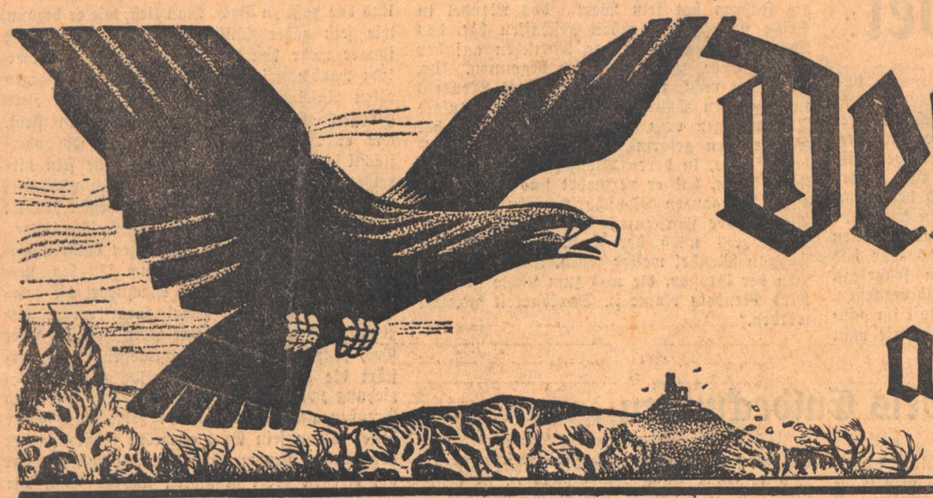
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

1 (7.1.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 1 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 7. Januar 1934

Wo steht der Mensch? / Viele Antworten und doch keine?

(1. Fortsetzung)

Wir haben bereits die Antworten des Naturwissenschaftlers, des Geschichtsforschers und des Philosophen gelesen. Einige wenige Sätze genügten jeweils, um in großem Umriß den Standpunkt des Antwortenden zu skizzieren. Wie wenig es dabei auf die Einzelheiten des Inhalts ankommt, ist schon daraus ersichtlich, daß wir die einzelnen gar nicht zu Ende reden ließen.

Standpunkte! Gibt es denn nur immer wieder Standpunkte, Perspektiven, Meinungen? Gibt es denn nicht den Standpunkt, auf den wir uns alle stellen können, ohne heiligste Ueberzeugungen opfern zu müssen? Hören wir den Seelenforscher, den man im üblichen deutschen Sprachgebrauch den „Psychologen" nennt. Es muß zur Vermeidung von etwaigen Einwänden noch vorausgeschickt werden, daß wir uns vollkommen bewußt sind über den weiteren Sinn des Wortes Seelenforscher, und daß wir den wissenschaftlichen Begriff des „Psychologen" nicht ernst genug nehmen. Indes kommt es uns hier nicht auf Begriffsspaltenreden, Denkkunststücke und schöne, wenn auch noch so eitle, Gebäude strengster Logik an, sondern auf Antworten — — auf Wesensschau, wenigstens versuchsweise.

Der Seelenforscher: Wenn eine Wissenschaft an das tiefste Geheimnis des menschlichen Wesens, des Lebens überhaupt, rührt, dann ist es die Seelenkunde, fälschlich Psychologie genannt. Darum auch steht diese jüngste Wissenschaft im Brennpunkt weltanschaulicher Auseinandersetzungen seit ihrem Beginn. Bis vor kurzem noch überwog die Richtung, die alles messen und wägen zu können glaubte, jene Phase, die Nervenzuckungen und Gedächtnisexperimente für aufschlußreich hielt über das Wesen der Seele. Bald jedoch mußte in den Mittelpunkt der Betrachtung jenes Stück der Bewußtseinstätigkeit treten, das als „das Unbewußte" erst in die eigentlichen Bereiche der Seele führte.

Zwar hat auch hier eine sehr raffinierte, propagandistisch außerordentlich geschickte, weil populäre Richtung sofort das Feld beherrscht und in geradezu zynischem Materialismus das eigentliche Wesen der Seele zugedeckt, wir meinen jene sog. Psychoanalyse des Wiener Juden Sigmund Freud. Aber trotz allem, ja gerade in der Abwehr gegen diese teilweise sehr aufschlußreiche Methode standen vielerorts selbständige Forscher auf, die ebenfalls vom Unbewußten ausgehend das Wesen der Seele nicht in Bewußtseinsverdrängungen, in verdrängten Begierden, nicht als einen chaotischen Mechanismus von sog. „Komplexen" sah, sondern wie C. G. Carus, Goethe, Palagyi, Nietzsche das Unbewußte als reichstes, organisch wachsendes schöpferisches Leben priesen, das bis zu 95 Prozent alles wahrhaft geistige Leben ausmacht und speist, während dem eigentlichen Bewußtsein, der Tätigkeit des Hirnes nur eine zwar sehr mächtige, weil loslösbar freie, aber im Ganzen gesehe doch nur 5prozentige Anteiligkeit zukomme. Diesen Standpunkt vertritt heute am entschiedensten und erfolgreichsten Ludwig Klages. Andere wie der Schweizer C. G. Jung, oder der marxistische Wiener Individualpsychologe Adler, oder der Franzose Bergson und viele mehr lehren z. T. sehr originelle, oft zwischen den beiden Extremen Freud und Klages, vermittelnde Standpunkte. Auch die Theologie ist in diesem so entscheidenden weltanschaulichen Vorkampfe um das Wesen des Unbewußten auf den Plan getreten als nämlich die Freud'sche Psychoanalyse zu einer Art moderner Ohrenbeichte sich ausgewachsen hatte und die ganze Seelennot der Menschen ausschließlich vom Standpunkt der Aerztekunst aus behandelte.

Wir werden uns hüten, den Leser mit den Kämpfen und Krämpfen einer bürgerlichen Zerfallswelt im Einzelnen zu langweilen; denn nichts anderes stellt das Getue um die Psychoanalyse dar. Wichtig ist für unsre Fragenstellung die Tatsache, daß mit dem Untergang des marxistischen Ungeistes in Deutschland auch der Stern Sigmund Freuds gesunken ist ähnlich wie der des „Relativisten" Einstein und des biographischen Falschmünzers Emil Ludwig (Cohn) und daß gerade von Deutschland aus die Anschauung an Boden gewinnt, daß das Unbewußte, die Seele aus dem Blute und über dem Blute weht wie die atmosphärische Luft aus über der Erde. Rasse und Seele sind wie Körper und Seele nur das Außen und Innen aller Wesen und also im höchsten Sinne als Ausdruck der Schöpfung — schöpferisch, nicht mechanisch.

Soweit der Seelenforscher. Wir begreifen, daß es hier um nichts Geringeres geht als um die Frage der Unsterblichkeit. Die Jünger des Nichts, die Materialisten und Nihilisten haben eben durch die ganze deutsche Wiederauferstehung durch die Wirklichkeit eine vernichtende Niederlage erfahren. Grau bleibt eben alle Theorie, grün aber ist des Lebens Baum....

Ernst Herold.

(Fortsetzung folgt)

Dr. Ludwig Klages
geb. am 10. Dez. 1827 in Hannover. Philosoph und Begründer der wissenschaftl. Graphologie.

Ueber die Freiheit

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß. Wolfgang von Goethe.

Und so lang du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde
Bist du nur ein trüber Gast auf der dunkeln Erde.
Wolfgang von Goethe.

Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein.
Friedrich von Schiller.

Wer sein Leben erhalten will,
Der wird's verlieren. Christus.

Frei nennst du dich? Deine herrschenden Gedanken will ich hören und nicht, daß du einem Joche entronnen bist. Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf. Frei wovon? Was schiert das Zarathustra? Hell aber soll mir dein Auge künden: Frei wozu?
Friedrich Nietzsche.

Der eine fragt: was kommt danach?
Der andere fragt: ist's recht?
Und also unterscheidet sich —
Der Freie und der Knecht. Theodor Storm.

Aus dem Inhalt:

Adolf von Grolman: Johann Sebastian Bach.
Peter Wiemar: Johann Gregor Mendel.
Joseph Ponten: Der Schneesturm.
Walter Persich: Der Dichter auf dem Marktplatz.
Oscar Herrigel: Der „pfälzische Robinson".
Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler.
Dr.-Ing. Krauth: Die Maschine im Arbeitsbeschaffungsprogramm.
Eckart Klein: Das Propellerflügelflugzeug.

Johann Gregor Mendel

Zu seinem 50. Todestag

Daß auch weltumwälzende wissenschaftliche Entdeckungen Gefahr laufen, vergessen zu werden, das zeigt das Leben und das Werk Johann Gregor Mendels, des Vaters der Vererbungsgesetze. In einem langen arbeitsreichen Leben, das nur dem Dienst am Werke gewidmet war, hat dieser Augustinerabt in Brünn die Naturgesetze entdeckt, die für die Vererbung alles dessen, was lebt, von entscheidender Bedeutung sind und doch sind Jahrzehnte vergangen, ohne daß man wußte, was eigentlich entdeckt worden war. Erst als andere Forscher in der gleichen Richtung arbeiteten, entsann man sich wieder, daß dem schlichten Augustinerabt das Verdienst gebührte, das jetzt an seinem 50. Todestage von der Welt dankbar anerkannt wird.

Ohne großes Laboratorium, ohne die wissenschaftlichen Hilfsmittel, die heute den Forschern zur Verfügung stehen, hat Johann Gregor Mendel in einer kleinen Ecke des Klostergartens Erbsen angebaut. Hier hat er die Züchtungen vorgenommen, unablässig Beobachtungen angestellt, immer und immer wieder die Ergebnisse nachgeprüft, bis sich in jahrzehntelanger Arbeit endlich die Forschungsergebnisse zu den Gesetzen und den Regeln verdichteten und formten, die heute als Mendelismus, als Mendelsche Regeln bekannt sind und die die Grundlagen der Vererbungswissenschaft überhaupt sind. Johann Gregor Mendel hat es nicht leicht gehabt in seinem Leben. Es ist charakteristisch, daß dieser Mann keine geregelte Studienlaufbahn hinter sich brachte. Das hat ihn freilich nicht daran gehindert, sich jene wissenschaftlichen Grundlagen zu erwerben, ohne die nun einmal wissenschaftliche Forschungen nicht vorgenommen werden können. Es ist ja in der Wissenschaft nicht so, daß große Entdeckungen aus der hohlen Hand gemacht werden. Auch hier muß sich mit dem Genie der Fleiß paaren und nur aus dieser Paarung entspringt die Entdeckung.

Gerade die letzten Lebensjahre Mendels sind Jahre schweren Kämpfens gewesen. So, wie er um seine wissenschaftlichen Forschungen gekämpft hat, so hat er später mit der gleichen Hartnäckigkeit auch einen Kampf gegen den Diskalismus des österreichischen Staates führen müssen. Es handelte sich damals um Steuern, die das Kloster zahlen sollte, die aber von Mendel als unrecht bekämpft wurden. Die Frage nach Recht und Unrecht dieses Kampfes braucht heute nicht näher erörtert zu werden. Dieser Kampf zeigt aber den Mann, der für seine Ueberzeugung eintrat. Mendel selbst kam aus ganz kleinen Verhältnissen. Er stammte aus dem äußersten Nordosten Mährens, dort, wo heute Deutschland, Polen und die Tschechoslowakei aneinander grenzen. Sein Vater war Bauer, und dieses Ahnenerbe hat ihm die Liebe und den Sinn und das offene Auge für die Natur und das Naturgeschehen gegeben. Er wurde am 22. Juli 1822 geboren und starb nach einem arbeitsreichen Leben am 6. Januar. An seinem Lebensende war er einsam geworden, aber er fürchtete nicht den Tod. Dagegen hatte er Furcht vor dem Scheintod, und deshalb verlangte er ausdrücklich die Sektion seiner Leiche. Kurz vor seinem Tode hat er noch den Klosterfunktionär durch Eidschwur zur Durchführung dieses Wunsches verpflichtet.

Dr. Hugo Iltis aus Brünn, dem wir eine Biographie Mendels verdanken, berichtet, daß die Krankheit Mendels nicht plötzlich gekommen sei. Es war eine chronische Nierenerkrankung, die mehrere Jahre dauerte, durch Aufregungen und andere äußere Anläße mit der Zeit beschleunigt werden konnte, deren Hauptursache aber wahrscheinlich in einer erblichen Anlage bestand. Die Mährisch-Schlesische Ackerbaugesellschaft hat einen Bericht über seinen Tod veröffentlicht und darin mitgeteilt, daß Mendel noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte und die Resultate seiner meteorologischen Beobachtungen diktierte. Eine Todesnachricht im Brünner „Tagesboten" schließt mit den Worten: „An dem Verblichenen verliert die Armut einen großen Wohltäter und die Menschheit überhaupt einen der edelsten Charaktere, einen warmen Freund und Förderer der Naturwissenschaften und einen mustergültigen Priester."

Sein Leichenbegängnis brachte ihm noch einmal letzte große Ehrungen ein, aber diese Ehrungen galten vor allem dem Priester und dem Abt. Hunderte erinnerten sich gewiß daran, daß ein gütiger Freund gestorben war. Wenn hundert andere in Staatsgewändern dem geistlichen Würdenträger folgten — daß ein großer, unsterblicher Forscher zu Grabe getragen wurde, das wußte von all den Hunderten kein einziger.

So konnte es auch geschehen, daß Mendels wissenschaftlicher Nachlaß nicht sehr respektvoll behandelt wurde. Von seinen Aufzeichnungen und von seinen Druckschriften wurden nur die gut gebundenen Bücher aufgehoben. Alles andere wurde verbrannt. Ob damals die Wissenschaft nicht einen unersetzlichen Verlust erlitten hat, wer kann das wissen.

Sein Biograph Dr. Iltis aber meint, daß es auch möglich gewesen sei, daß Mendel selbst die Vernichtung seiner wissenschaftlichen Aufzeichnungen anordnete. Er war des Kampfes bei Lebzeiten schließlich doch müde geworden, wollte nicht auch noch nach dem Tode Mißdeutungen ausgesetzt sein. Jahrzehnte zogen ins Land, ohne daß das Werk und der Name Mendels in der wissenschaftlichen Literatur Beachtung gefunden hätten. In einem kleinen Heft des Naturforschenden Vereins war das wichtige Ergebnis seiner Arbeiten festgelegt. Aber dieses Heft war verschollen und vergessen.

Erst als die Vererbungswissenschaft im ganzen weiter fortgeschritten war, erinnerte man sich an die Arbeiten Mendels. Jetzt nach fünfzig Jahren hat sein Werk, das Mendel in Stille und Verborgenheit geschaffen hat, das Denken und Handeln der Menschen auf der ganzen Erde zu beeinflussen begonnen. Dr. Iltis hat recht, wenn er das Werk Mendels in folgenden Sätzen zusammenfaßt: „Unsere Anschauungen vom Leben und Werden hat Mendel neu geformt, den Ertrag der fruchtbaren Erde, in deren Dienst seine Vorfahren sich mühten, hat er vermehrt und die Gesundung der ganzen Menschheit vorbereitet. Als Pionier der Forschung, als Pfadfinder der neuen Zeit wird der Augustinerabt Gregor Johann Mendel weiter leben. Unter den Namen der Großen, die uns zum Lichte führten, wird Mendels Name in Dankbarkeit genannt werden."

Mendels Entdeckungen

„In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen steht, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien, es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?"

(Goethe „Zur Naturwissenschaft im allgemeinen.")

Wir wissen nicht, ob Gregor Mendel diese Worte Goethes bekannt waren, als er im Garten des Königsklosters zu Brünn mit heißem Eifer jenen merkwürdigen Kreuzungsversuchen zwischen verschiedenen Erbsenarten oblag und er endlich für seine Mühe mit jenem Wissen belohnt wurde, das als die „Mendelsche Regel" für immer in den Schatz der Wissenschaft aufgenommen wurde. Aber diese erkannte Gesetzmäßigkeit in der Vererbung fand weder in der Oeffentlichkeit, noch bei Fachgenossen irgendwie Verständnis. Das Achselzucken, das Mendels Forschungen entgegengebracht wurde, war schlimmer, als offene Ablehnung. Sogar der Münchener Botaniker Nägelin, der sich damals schon um die Entwicklungslehre besondere Verdienste erworben hatte, wußte zu den Arbeiten Mendels keine Stellung zu nehmen. Als der Augustinerabt Mendel am 6. Januar 1884 starb, blieb es still um ihn und seine Werke: „Versuche über Pflanzenhybriden" (1865) und „Ueber einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene Hieracium-Bastarde" (1869). Auch die auflutende Darwin-Haeckelwelle öffnete nicht die Tiefe der Mendelschen Arbeit. Erst um die Jahrhundertwende kamen die Fachgenossen methodisch nachgehinkt und erkannten die Tragweite der Regeln für die gesamte Wissenschaft der Entwicklungslehre. (De Vries, Tschermak, Correns.) Dem Letzteren kam noch das Verdienst zu, daß er mit Versuchen an der Mirabilis jalapa, der langblumigen Wunderblume aus Westindien, die Mendelschen Erkenntnisse auf die einfachste, fast volkstümliche Formel brachte:

1. Die Spaltungsregel

Die Kreuzung reinrassiger Pflanzen (Mirabilis, weiß- und rotblütig) ergibt für die gesamte Nachkommenschaft rosablütige Pflanzen. Werden die Rosablütigen dann wieder selbst bestäubt, so zeigt die nächste Generation folgende Zusammensetzung: 1/4 ist weißblütig, 1/4 ist rotblütig und 1/2 sind rosablütig. Bei folgender Selbstbestäubung wächst diese Spaltung in demselben Verhältnis.

2. Die Prävalenzregel (Prävalenz bedeutet Ueberlegenheit gewisser Eigenschaften gegenüber anderen desselben Trägers.)

Die Kreuzung einer Elementarrasse (Erbse, rot- und weißblütig) ergibt für die gesamte Nachkommenschaft der 1. Generation Rotblütige (also nicht rosa!), in der 2. Generation zeigt sich erst eine Spaltung: 1/4 ist regelmäßig weiß- und 3/4 sind rotblütig; in der 3., Generation spalten sich diese Rotblütigen wieder nach folgendem merkwürdigen Verhältnis: 1/3 bleibt rotblütig, aber die restlichen 2/3 spalten sich wieder in 1/4 reinrassig weiß und 3/4 rot! Hier zeigt sich, daß Eltern besonders vorherrschende Eigenschaften fast restlos weitergeben.

3. Die Autonomieregel

Oft kommt es vor, daß die Bastarde nach je zwei Merkmalen sich unterscheiden. Bei der Fortpflanzung und Vererbung zeigt sich, daß fast jedes Merkmal unabhängig von jedem anderen bleibt. So erscheinen in den folgenden Generationen ganz neue Zusammenstellungen der einzelnen Merkmale, die Natur offenbart ihre dauernd sich neu gebärende Vielgestaltigkeit und Farbenschönheit!

Heute gehören die Mendelschen Regeln zum Handwerkszeug nicht nur des Rasseforschers, des Staatsmannes, des Geschichtschreibers, des Erziehers, sondern auch eines jeden Elternpaares, das sich in seiner Nachkommenschaft nicht nur für die eigene Familie, sondern auch für das gesamte Volk verantwortlich fühlt. Denn die Gesetzmäßigkeit der Mendelschen Regeln ist auch für den Menschen gültig erwiesen worden. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß bei dem allseitigen Interesse, das in dem neuen Deutschland diesen Problemen entgegengebracht wird, durch neue Beobachtungen, Familienforschungen, statistische Untersuchungen ganzer Geschlechtsfolgen wichtige, weitertreibende Erkenntnisse zutage gefördert werden.

Peter Wiemar.

Johann Sebastian Bach

Von Dr. Adolf v. Grolmann

Johann Sebastian Bach ist der deutsche Musiker, der es in einsamer, von seinen Zeitgenossen nicht im geringsten verstandener Künstlergröße und Seelenhöhe vollbrachte, in sich und seinem Werk sämtliche Möglichkeiten musikalischen Ausdrucks mit der überwindenden Vollendung musikalischer Formen für alle Zeit verbindlich zu einen. Die Größe dieser Leistung wird erst im Laufe von Jahrhunderten ganz klar werden, heute jedoch sehen wir in großer Steigerung gegenüber vor 50, vor 100 Jahren, wie sich Innigkeit und Heldentum, wachster Verstand und verträumteste Zartheit, Bekenntnis und Wissen um die Ewigkeit bei Bach in teils festen, teils lockeren Formen band. An Werken darüber besteht kein Mangel, alle europäischen Nationen, ganz besonders die Franzosen — leidenschaftliche Bachliebhaber — wetteifern in Deutungsversuchen. So sehr, daß man im Laufe der Zeit den Mann, der ganz allein und trotz aller Widerstände das geleistet hatte, beinahe vergaß: Bach als historische Erscheinung wurde angesichts der Werke von Spitta, Schweitzer, Pirro, Wolfrum u. a. m. schier vergessen. Und das ist ganz falsch; denn die künstlerische Leistung ist nie und nimmer losgelöst vom Menschen im Künstler zu verstehen. Sieht man nur auf die Werke, so besteht die Gefahr, ins Spintisieren zu geraten; sieht man aber nur auf das Leben und den Lebensablauf, so wäre es ebenso einseitig. Man würde verbittert werden, könnte man nur die Kämpfe und Nöte, die Sorgen und Qualen des künstlerischen Menschen ansehen.

Es gibt ein sehr gutes Buch, welches, von anderen Vorzügen abgesehen, mit weiser Kennerschaft und mit einer geradezu vorbildlichen Zucht und Gerechtigkeit an dieser Stelle unseres Wissens um J. S. Bach eingreift. C. S. Terry ist ein schottischer Historiker, der sich viel um Bach und die Verbreitung Bachscher Musik in England mühte. Er unternahm es, alle Bachstätten in Deutschland zu bereisen, war „an Ort und Stelle", prüfte sämtliche erhaltenen Schriftlichkeiten, deren er zahlreiche, bisher unbekannte, entdeckte, durch, verzichtete ein für alle Mal darauf, über Bachs Werke und deren seelische Wirkung auf sich zu sprechen, sondern baute nun eine Lebensbeschreibung auf, die ganz vorzüglich ist, und die von Alice Klengel gut übersetzt wurde, so daß sie als ein deutsches Buch anzusprechen ist. Nicht genug, Prof. Karl Straube, eine der größten Bachautoritäten, befürwortete und bevorwortete das Werk (J. S. Bach, Inselverlag Leipzig, mit 55 Bildtafeln). Diese Lebensbeschreibung nun ist musterhaft; in ihr steht kein Satz, der nicht belegt und bewiesen wird; durch ein ganzes Leben wird nicht etwa ein schöngeistiger Querschnitt mit allerlei ästhetisierenden Sprüchen gelegt, sondern Terry hebt an mit den Vorfahren Bachs, zerstört die auf Mißverständnissen beruhende Scheintheorie eines ungarischen Herstammens der Familie und dann geht es Schritt vor Schritt, wobei die Bildungs-, Schul- und Lebensverhältnisse zu Bachs Zeiten gründlich und mit abgedruckten Briefen und Urkunden ebenso lebendig werden, wie Bachs Arbeit selbst.

Terry ist Schotte, ein Landsmann Carlyles, und er übt wie jener „Heldenverehrung"; diese besteht aber nicht, wie man sie äußerst verzerrt bisweilen vorfindet, in übersteigerten und kritiklosen Sprüchen, sondern in der exakten Kleinarbeit, die schließlich ein ganz großes Werk entstehen läßt: „Arbeiten und nicht verzweifeln". Und das paßt zu Bach. Man liest, wie er begann, wie sein zäher Wille und fester Glaube sich immer mehr von Pietismus hin zum Luthertum wandte, wie er hoffte, stritt, sich entgegen allen Anfeindungen höchst mittelmäßiger Zeitgenossen durch das Leben schlug; man sieht, wie er mißverstanden wurde, denn die oberflächliche Welt wollte in erster Linie sein virtuoses Orgelspiel, und kümmerte sich nicht viel um den Musiker, den sie nicht ermessen konnte; mit Grauen sieht man, wie Bach sich in der Stadt Leipzig in einen netzartigen Anstellungsvertrag verstrickte, der dann um ihn lag, und hemmte, bis das fürstliche Machtwort die fatalen und dummen, ja gemein-subalternen Quälgeister einigermaßen in ihre Grenzen wies. Aber Bach fand keine großen Zeitgenossen; Terry zerstört die Legenden, welche sich um die Beziehung zwischen Bach und Friedrich II. von Preußen gewoben haben, er zeigt, wie schwer dieser Mann sein Brot erwerben mußte, immer von aufgedrängtem Dienst nebensächlicher Art am eigenen Werk gehindert, und er zeigt, wie sich Bach mit Energie des Gesindels um sich erwehrte: denn Gesindel waren diese kleinstädtischen Provinzlöwen, ahnungslos, egoistisch, ohne Horizont. Und Bach starb „glücklos, doch nicht ganz unbeglückt", und seine Witwe lebte im Elend, das Werk schien zu zerfallen.

Es ist die ganze vollständige Bitterkeit des deutschen Genies mitten in seinen Zeitgenossen, die man da liest; aber Terry ist ein gerechter Richter; auf langen Strecken wird das Buch zum Urteil mit Begründung, und das ist das schöne an ihm. Mit vollendeter Sachlichkeit wägt Terry ab, man sieht Seite und Gegenseite, und daher ist nicht nur das Leben Bachs etwas schönes und lehrreiches, sondern das Buch Terrys darüber ist das ebenfalls. „Die persönliche Geschichte eines Menschen" wird hier geschrieben, und es wird klar gemacht, wie es kam, daß Bach „eine regulierte Kirchenmusik zu Gottes Ehre" erstrebte und erreichte, so erhaben, daß die katholische Messe ganz selbstverständlich mit dazu gehört, und es also Bach ist, in dem Katholizismus und Protestantismus einander hören und verstehen können, wollen sie das nur! Und wiederum ist Bach der Hüter der Tradition, er gedenkt an das, was er gelernt hatte und was ihm anvertraut war, und er ist kein genialischer Sprenger bewährter Formen, kein sog. Titan (!), sondern ein Mann, der die Formen und die Tradition um so mehr hütet und ehrt, je weniger er sich sklavisch in ihren Nachtrab begibt; denn Bach war in seiner Verehrung der klaren Formen ein großer, ein umstürzender neuerer, von einer den Zeitgenossen völlig unbegreiflichen Kühnheit des Wollens und Vollbringens; und je ängstlicher die Zeitgenossen ihn zu hindern und totzuschweigen trachteten, um so mehr wurden sie schließlich widerlegt. Terry beschreibt die Leipziger Zustände, die Schulordnungen, um die man sich stritt, die Aergernisse, die man dem Künstler schuf, nachdem man vorher in gemeiner Weise sich „Sicherungen" geschaffen hatte. Ein großes Unrecht: denn Bach war kein nervöser Eigenbrödler, sondern ein Mann zähesten und festesten Wollens, der unermüdlich für die Gemeinschaft und die Gemeinde sang und arbeitet, nie an sich denkend, sondern immer für die Gesamtheit wirkend, dem Sinne der Musik und des Chorals entsprechend. Wie verhätschelt wirken neben Bach die Händel, Beethoven, Schubert!! Gewiß trugen sie Leid, gewiß wollten sie Großes — aber, so schwer es war, ihr Schicksal war leicht gegenüber dem Bachs, der mit seinem Leben und Werk die deutsche Musik vor jeder Ueberfremdung ein für allemal gerettet hat, und dies um so mehr tat, als er öfters und mit besonders großem Geschick in italienischer oder französischer Manier komponierte, d. h. den Gegner also im eigenen Lager besuchte.

Wir Heutigen sind allzu leicht geneigt, solche Dinge gleichmütig zu überlesen. Das ist sehr unbillig. Terrys Lebensbeschreibung ist nicht nur lehrreich, sie ist auch erzieherisch! Sie zeigt die Unbeirrbarkeit des Mannes, der seinen Weg erkannt hat, sie zeigt, wie der Künstler sich inmitten von nichtverstehenden Nichtkünstlern um sein Werk und dessen materielle und seelische Grundlagen sorgen und mühen muß, sie zeigt, daß das einsame Genie am allermeisten mitten in seinem Volke steht, für das es leistet und schafft, und sie zeigt, daß die geniale Begabung (aber nur sie!) durch einerlei welchen Zwang der Umwelt erst recht in ihrer Bahn und Richtung bestärkt wird: das sind lehrreiche Dinge, denn es sind menschliche Werte. Liest man also diese Lebensbeschreibung Bachs langsam und mit verstehenden Sinnen, so erkennt man nicht nur ein großes Stück deutscher Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts (1685—1750), sondern man lernt Bachs Werk, riesenhaft, wie es ist, genau überschauen, man wird selber Richter über schwierigste Entscheidungen im Leben, man entscheidet mit, — und man leistet damit ein Stück Selbsterziehung. Und das ist schließlich die Hauptsache, um so mehr, als es Ziel und Zweck des Bachschen Künstlerlebens selbst gewesen war.

Berliner Filmbrief

Dem Film pfeift der Wind um die Ohren. Kein Wunder! — Er hat es nicht anders verdient. Viel zu lange wußte er sich seiner kulturpolitischen Verantwortung zu entziehen und rührte nach scheinbar sicheren Rezepten seine Tragödien und seine Possen zusammen, die aus einem Leben kamen, das es nicht gibt und die für ihre innere Verlogenheit und Hohlheit immer den Kinobesucher verantwortlich zu machen suchten.

„Das Publikum will es ja so" — war die billige Ausrede und die bequeme Selbstentschuldigung, wenn einmal die Rechnung nicht stimmte.

Nicht, daß es keine Filme gegeben hätte, von denen man nicht sagen durfte, sie seien berufen, bahnbrechend zu wirken. Sie waren wohl da, aber sie blieben vereinzelt, und es gelang ihnen nicht, die verdiente Gefolgschaft zu finden. Nun liegt es gewiß nahe, zu sagen, daß die Industrie doch zweifellos gerne und dankbar bessere Filme hergestellt haben würde, wenn sie des Erfolges hätte sicher sein können.

Warum fehlte ihr der Mut? — Zugegeben: es ist schwierig, Filme zu machen, die nach Stoff und Gestaltung auch höheren Ansprüchen gerecht zu werden verstehen, denn der Verbraucherkreis ist stets das Lichtspielhaus mit seinen Millionen. Aber es ist andererseits auch erwiesen, daß der Film, der sich wahrhaft auf seine in allen Lebenslagen populären Mittel besinnt, siegreich bleiben wird, ob er nun ein leichtes oder ein ernstes Thema behandelt. Er muß nur immer aufpassen — und tausend Lockungen bedrohen seinen Weg —, daß er sich nicht in literarische und problematische Klüfte verirrt und auch sonst mehr wagt, als er kennt und verträgt oder daß er seine wunderbaren Bildwirkungen und optischen Kunststücke für sich allein auftreten läßt, gewissermaßen die formale Impression über den Gehalt, über die noch so kleine, bescheidene Idee stellt. Das geht nie gut aus. Dafür sind wir Deutsche. Wir brauchen die Verwurzelung im Inhaltlichen.

Warum also begriff die Industrie das nicht? — Weil sie sich niemals ernstlich den Kopf über die wirklichen Schwierigkeiten zerbrach und immer nur eine kurzfristige Politik trieb und weil sie sich auch schlecht beraten ließ und sich mit einem Kreis von Mitarbeitern umgab, die nicht befähigt waren, das Uebel an der Wurzel zu fassen und den Film aus seiner Verstrickung in Halbheiten zu lösen. Jetzt geht ihm der Wind scharf um die Nase. Er muß schauen, sich mit im neuen Kulturboden anzubauen und ein brauchbarer, lebensfähiger, im Volkstum wurzelnder Träger deutschen Geistes und deutscher Kunst zu werden. So angesehen, gibt das, was uns das Lichtspielhaus an Weihnachten beschert hat, erst recht zu denken.

Zunächst ein Lustspiel: „Viktor und Viktoria", weitaus das Glanzstück der Weihnachtspremieren, geschrieben und inszeniert von Reinhold Schünzel, ein schwingendes, unendlich heiter gelöstes, einfallreiches, aber um dieser Einfälle willen nirgends aufgehaltenes, sondern gerade durch sie angesporntes, graziöses Lustspiel, in dem Hermann Thimig und Renate Müller ihre lebendigsten Register ziehen. Der Inhalt ist unendlich wenig, fast nichts, aber es bleibt ein kleiner Schimmer des Lebens, des lachenden und des weinenden, und die Hauptsache ist die Anmut des Humors und der Verwicklungen, und das liegt eben doch nicht nur auf der Oberfläche.

Begegnung zwischen Renate Müller und Hermann Thimig
Szene aus dem Ufa-Film „Viktor und Viktoria".

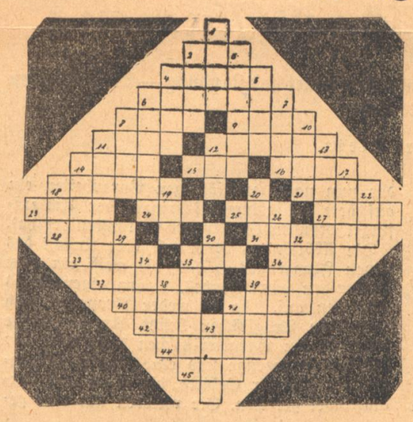
In einiger Entfernung folgt „Inge und die Millionen", ein Zeitbild: Devisenschieber, moralisch untermauert, in der seelischen Vertiefung der Konflikte aber ohne genügenden Hintergrund. Paul Wegener zeigt, welcher Fülle und Abrundung seine Menschendarstellung fähig ist, und Brigitte Helm weiß sich bescheiden von der Regie Erich Engels führen zu lassen.

Mit dem „Rakoczy-Marsch" wollen die Ungarn ein selbständiges Filmdasein beweisen. Bisher hatte man (ausgenommen die „Ungarische Rhapsodie") ihr Land, ihr Volkstum als Kulisse gepachtet und verwaschene Filmgeschichte davorgestellt. Diesmal suchten sie sich zu schützen, brachten selbst den Stoff (nach Franz von Herczegs Schauspiel) bei, holten aber aus Deutschland Camilla Horn, Gustav Fröhlich als Regisseur und Hauptdarsteller, u. a. Man wollte ungarisch sein, man ist es auch, aber die Geschichte dieser Husarenliebe, die aus etwas äußerlichen und nicht recht tragischen Gründen beinahe zertrümmert wird, atmet nicht überall reine ungarische Luft.

Ein Ereignis muß noch verbucht werden: Seit dem amerikanischen Film „Ben Hur" hat es der französische Film „Mutterhände" auf die längste Laufzeit in Berlin gebracht, denn er erlebte in den Weihnachtstagen seine 150. Aufführung. Inzwischen ist der Film ins Deutsche übertragen worden und wird deshalb auch im Reiche noch mit einem steigenden Erfolge rechnen können. Die sehr einfache Erklärung für diesen Siegeszug ist die Tatsache, daß der Film einer ernsten Wirklichkeit entnommen ist, sich an das soziale Gewissen der Oeffentlichkeit wendet und vor allem, daß er es mit Kindern zu tun hat.

Zum Schluß noch eine kleine Geschichte, die hier viel Heiterkeit erregt: Ein hiesiges Boulevard-Blatt hatte das Pech, Harry Liedtke um seinen Weihnachtswunsch zu befragen. Wir sind zwar manche Ueberraschungen von ihm gewöhnt, besonders nachdem er eine Zeitlang im ehelichen Schmollwinkel gesessen hat. Aber jetzt schreibt er, sein Weihnachtswunsch sei es, wenn er es ganz ehrlich sagen solle, einmal an einer Berliner Bühne den „Egmont" (!) zu spielen. Ehrlichkeit ist gewiß etwas wert, aber Bescheidenheit ist auch nicht ganz ohne Reiz.

Rätselecke
des „Führer"



Waagrecht:

2. Verkehrsmittel (Abkrzg.), 4. Form von leben, 6. Wunder, 8. Stadt in der Schweiz, 9. Dimension, 11. Taufzeuge, 12. erhabene Wandbildhauerei, 14. Europäer, 15. Gutschein, 16. alkoholisches Getränk, 18. Luftfahrzeug, 21. zwerghaftes Wesen, 23. Kriegsgott, 24. Farbe, 25. kirchliches Gebäude, 27. Schreibart, 28. zu Pferd, 31. sagenhafter griechischer König, 33. Hanfstrick, 35. Artikel, 36. Holzmaß, 37. dürres Unterholz, 39. Nebenfluß der Donau, 40. Nahrungsmittel, 41. deutscher Fluß, 42. um Almosen bittender Mensch, 44. Erhöhungen, 45. weiblicher Vorname.

Senkrecht:

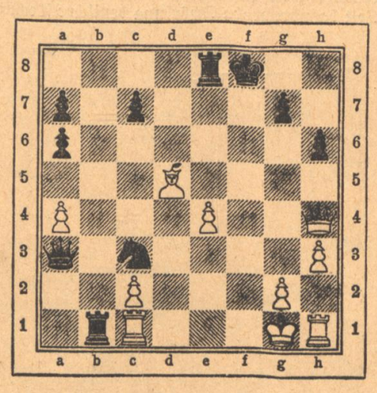
1. westindische Insel, 2. wie 8. waagrecht, 3. religiöse Gemeinschaft (Mehrzahl), 4. ausländische Münze, 5. Stück eines Ganzen, 6. abgestürzter Himmelskörper, 7. Teil des Körpers, 8. Spielzeug, 10. schlechte Eigenschaft, 11. weiche Sitzfläche, 12. europäische Hauptstadt, 13. Teil des Hauses, 14. europäische Hauptstadt, 17. moderner Schiffsantrieb, 18. Schankstätte, 19. Elend, 20. Erdart, 22. persönliches Fürwort, 26. Schneideinstrument, 29. Lebewesen, 30. Zeitabschnitt, 32. Vogel, 34. zärtlich, 35. Unkraut, 38. Haushaltungsgegenstand, 39. Gedanke, 41. weiblicher Vorname, 43. Musikstück.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a, an, au, bar, bi, by, cra, dvo, e, ei, en, gau, gen, glück, gro, i, il, il, in, kus, la, lach, land, land, le, le, let, lett, liv, lu, men, men, mi, mu, na, nau, ne, ne, ne, nenz, nin, no, non, pi, rak, sa, sta, stan, sub, tal, tis, tiv, to, tor, torf, tus, un, wie, zi sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben umgekehrt gelesen, einen Ausspruch von Adolf Hitler ergeben (ch und st gelten als ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten:

1. kleines Raubtier, 2. italienischen Fliegeroffizier, 3. Schicksalsschlag, 4. Provinz in Südafrika, 5. Fluß in Nordamerika, 6. grammatikalischen Begriff, 7. Alpenpflanze, 8. Dünge- und Zierpflanze, 9. deutschen Bildhauer der Neuzeit, 10. Zustand, 11. Zauberschutzmittel, 12. deutschen Dichter, 13. katastrophales Naturereignis, 14. Insel, 15. griechischen Dichter, 16. Schmetterling, 17. Ostseerandstaat, 18. Stoffart, 19. Stadt an der Sieg, 20. Stadt in Holland, 21. Stadt in der Provinz Sachsen, 22. tschechischen Komponisten, 23. Stadt in Thüringen, 24. Titel hoher Geistlicher.



Lustiges Schachrätsel:
Weiß zieht und setzt in einem halben Zuge matt.

Lösungen unserer Neujahrsrätsel

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Pol, 3. Ast, 5. Ilm, 7. Operetten, 10. Alt, 12. Nil, 14. Schlager, 18. Einer, 19. es, 20. elf, 22. Ale, 23. Erde, 24. Lenz, 26. Sarg, 28. Bär, 30. sie, 31. Inn, 32. ich, 33. Bauer, 37. Kamelie, 39. und, 40. Emu, 42. Universum, 43. Sir, 44. Alm, 45. See.

Senkrecht: 1. Plan, 2. Lot, 3. Ar, 4. Sedan, 5. Inn, 6. Milch, 8. Eiche, 9. Teer, 11. Liter, 13. Ibsen, 15. Li, 16. ge, 17. Alberich, 19. Elefant, 21. Feige, 22. Alibi, 23. Eis, 25. Zar, 27. Asien, 29. enorm, 33. Ball, 34. Uebel, 35. Ries, 36. Luchs, 38. Eule, 41. Dur, 40. Ems.

Rösselsprung:

Altes Jahr, du hast uns hart gequält;
Neues Jahr, die Qual hat uns gestählt!
Dank den Nöten der Vergangenheit,
Stehn wir für die Zukunft kampfbereit.
Jede Stunde kündet das Gebot:
Vorwärts marsch! Wer stockt ist lebend tot!

Visitenkartenrätsel: Prosit Neujahr.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 1, Jahrgang 1934.

Zwei Talentproben des internationalen Nachwuchses

In einer Unterredung bezeichnete Weltmeister Dr. Aljechin den 19jährigen Amerikaner R. Fine und den 24jährigen Russen Botwinnik als die hoffnungsvollsten Nachwuchsspieler. Umstehend bringen wir von jedem eine Partie als Probe ihres Könnens.

Königsindisch

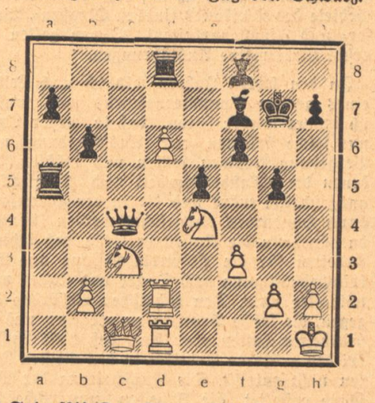
Weiß: R. Fine — Schwarz: A. W. Dake

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 g7—g6 3. f2—f3. Dieser Stützungszug des Zentrums war in den letzten Turnieren sehr beliebt. 3. . . . d7—d5 4. c4:d5 Sf6:d5 5. e2—e4 Sd5—b6 6. Lc1—e3 Lf8—g7 7. Sb1—c3 0—0 8. Dd1—d2 e7—e5. Mit diesem Bauernvorstoß will Schwarz die Wirksamkeit seines Königsläufers erhöhen, aber 9. d4—d5! verurteilt den Läufer zu einer Statistenrolle.

9. . . . c7—c6 10. a2—a4 c6:d5 11. e4:d5 Db8—h4+ 12. Le3—f2 Dh4—b4 13. a5 Sc4 14. Lc4: Dc4: 15. Sge2 Sa6 16. 0—0 Sc5 17. Lc5:! Der Springer drohte unangenehm zu werden, deswegen überläßt Weiß dem Gegner das Läuferpaar, dessen Kraft durch die tote Stellung des Lg7 sehr beschränkt ist.

17. . . . Dc5:+ 18. Kh1 Td8 19. Dg5 f6 20. h4 g5? 21. Da4 Lf5 22. Tfd1 Tac8 23. Sg3 Lg6 24. Sge4 Dc4 25. Da3 Lf8 26. d6! Kg7 27. Td5 Lf7 28. Td2 Tc6 29. Tad1! Dieser natürliche Entwicklungszug ermöglicht der Dame das Eingreifen auf dem Königsflügel über die Felder a1 und c1. 29. . . . Ta6 30. Da1! b6 31. Dc1! Jetzt ist die große Haubitze in Stellung gebracht; Schwarz verspeist mit 31. . . . Ta5: noch einen harmlosen Bauern, aber dann geht es los!

Stellung nach dem 31. Zug von Schwarz.



32. Se4: f6!! Der Sturm bricht los! Kg7: f6 33. Se4+ Kg7 34. Tc2! Endgültige Besitznahme der c-Linie und Oeffnung der Schräge c1—g5 für die Dame! 34. . . . Da4 35. Dg5:+ Lg6 36. Tc7+ Kg8 auf Td7 entscheidet b3! 37. Dg6:+! h:g 38. Sf6+ und Matt im nächsten Zug. Eine überzeugende Talentprobe!

Sizilianisch

Botwinnik gilt zur Zeit als stärkster Spieler Rußlands. Seinen Wettkampf mit Flohr konnte er unentschieden halten, trotzdem er die beiden ersten Partien verloren hatte, Schlußstand: +2,—2,=6.

Folgende wunderbare Partie des Russen hat Meister Brinkmann im Dortmunder Generalanzeiger gebracht, dessen lichtvolle Glossen wir hier z. T. wiedergeben.

Weiß: Bauer — Schwarz: Botwinnik

Turnier zu Leningrad, September 1933

Nach den Zügen 1. e2—e4 e7—c5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. d2—d4 c5×d4 4. Sf3×d4 Sg8—f6 5. Sb1—c3 d7—d6 6. Lf1—e2 g7—g6 7. Lc1—e3 Lf8—g7 8. Sd4—b3 Lc8—e6 9. f2—f4 0—0 10. 0—0 Sc6—a5 11. Sb3×a5 Dd8×a5 12. Le2—f3 Le6—c4 13. Tf1—e1 Tf8—d8 14. Dd1—d2 Da5—c7 15. Ta1—c1 e7—e5 16. b2—b3 kam es zur entscheidenden Krise.

Der Leitgedanke des Weißen war der, nach etwaigem Le6 mit Sb5 und c4 fortzufahren, worauf er zweifelsohne im ein ausgezeichnetes Spiel gehabt hätte. Aber Botwinnik antwortete in diesem kritischen Augenblick mit einem wahrhaft großartigen Gegenstoß in der Mitte.

16. . . . d6—d5!

Die Verwickelungen, die sich an diesen Zug knüpfen, verlangten Mut, messerscharfen Verstand und einen meisterlichen Weitblick. Man begreift, daß die Partie den Schönheitspreis erhielt.

17. e4×d5 e5—e4! 18. b3×c4

Bei 18. Le2 L×d5 19. S×d5 S×d5 und 18. L×e4 S×e4 19. S×e4 L×d5 20. Dd3 Dc6 21. Lf2 f5 nebst L×g2 bleibt Schwarz klar im Vorteil. Doch wie steht es mit der Fortsetzung 18. S×e4 S×d5 19. Kh1! S×e3 20. D×e3 Ld4?

Zwar ist es richtig, daß die weiße Dame kein gutes Feld hat. Indessen wird Schwarz daraus kein Kapital schlagen können. Bei 21. Dd2 Lb2 22. De3! L×e1 23. D×e1 Le6 24. Sf6+ Kg8 25. Db2 behielte aber Weiß die Oberhand. (25. . . . D×f4 26. Sd5!). Und auch bei 21. Dd2 Le6 22. De2 D×f4 23. Tf1 hätte er nichts zu fürchten.

Die Korrektheit der Botwinnikschen Operation wird dadurch natürlich nicht beeinträchtigt, sofern man nicht mit der Behauptung auftritt, daß d6—d5 den Gewinn der Partie bedinge.

18. . . . e4×f3 19. c4—c5 Dc7—a5 20. Te1—d1 Sf6—g4! 21. Le3—d4 f3—f2+ 22. Kg1—f1.

Der König muß sich schon hierher begeben, da auf Kh1 die hübsche Wendung T×d5 23. S×d5 f1D+ 24. T×f1 D×d2 folgt.

22. . . . Da5—a6+ 23. Dd2—e2 Lg7×d4! 24. Td1×d4. Der Damentausch führt zum Figurenverlust: 24. D×a6 S×h2 + 25. Ke2 f1D+!

24. . . . Da6—f6 25. Te1—d1

Danach geht es mit Donnergetöse bergab. Eine weit schwierigere Aufgabe war nach 25. Dd3 zu lösen.

Z. B. 25. Dd3 Te8 26. Se4! D×f4 27. Sf6+! D×f6 28. T×g4. Doch auch jetzt noch reicht es für Schwarz: 28. . . . Te5! 29. Te4 (falls Df3, so D×f3 30. g×f3 T×d5 mit überlegenem Turmendspiel) Tae8 30. T×e5 D×e5 31. Dd2 (K×f2?—Df4+) D×h2 32. K×f2 Te5!

25. . . . Df6—h4 26. De2—d3 Td8—e8 27. Td4—e4 f7—f5 28. Te4—e6 Sg4×h2+ 29. Kf1—e2 Dh4×f4.

Aufgegeben. Schwarz siegt leicht durch Materialübergewicht: 30. Tf1 S×f1 31. K×f1 T×e6 32. d×c6 De5 33. K×f2. D×e6.

Eine große Partie, über die man Bände schreiben könnte. Wir müssen uns hier auf einige Andeutungen beschränken. Der Leser möge sich mit Inbrunst in die Partitur versenken, so wünschen wir. Es lohnt der Mühe!

A. Brinckmann.

Lösungen der Dezemberaufgaben und Briefkasten am 14. 1.

Die Maschine im Arbeitsbeschaffungsprogramm

Von Dr.-Ing. Krauth, Direktor des Staatstechnikums Karlsruhe

Die bedeutendsten und an Arbeitsleistung größten Arbeiten des Arbeitsbeschaffungsprogramms erstrecken sich auf die verschiedenen Gebiete des Tiefbaues (insbes. Straßen-, Wasser- und Flußbauarbeiten). Ihnen gelten in erster Linie meine Ausführungen.

In den letzten Jahren, als ich noch Leiter eines großen Bauunternehmens war, mußte ich immer wieder hören, daß in erster Linie nur solche Arbeiten zur Ausschreibung und Vergebung kommen sollten und müßten, bei denen die Maschinenarbeit nach Möglichkeit ausgeschaltet wäre und die in der Hauptsache durch Handarbeit ausgeführt werden könnten, da allgemein die Ansicht herrschte, daß letztere Arbeiten für die Arbeitsbeschaffung und Arbeitsbeschäftigung nach Dauer und Kosten vorteilhafter seien. Den technischen Behörden dagegen, die solche Arbeiten zu vergeben und zu bearbeiten hatten, war klar, daß diese Ansicht bei den größeren Arbeiten in den meisten Fällen nicht zutrifft. Die Ausschaltung der Maschine gestaltet die Arbeiten unwirtschaftlich und teuer, wobei technisch nicht immer so einwandfrei gebaut werden kann, als es zweckmäßig ist.

Für die Auswahl der auszuführenden Arbeiten und die Verteilung der Gelder waren oft ganz enge Gesichtspunkte maßgebend. Bestürmten doch tausende von Stellen Berlin, von wo aus die Gelder verteilt wurden, mit Anforderungen. Jeder Fordernde dachte dabei nur an seinen engsten kleinen Kreis, für den er zur Linderung der ersten Not etwas Arbeit erlangen wollte. So fielen Tropfen auf den heißen Stein der Arbeitslosigkeit. Die zur Ausführung kommenden Arbeiten blieben auf eine eng begrenzte Anzahl von Menschen beschränkt, die in einem Ort wohnten, oder bestenfalls noch aus dessen nächster Umgebung stammten. Ueber diese Grenzen hinaus bekam kein Mensch etwas von dem Segen der Arbeit zu verspüren. Die ausschließliche Handarbeit kam zur Auswirkung! Für den allgemeinen Arbeitsmarkt trat keine irgend fühlbare Entlastung ein. Kein Waggon kam ins Rollen, keine Bestellung wurde getätigt, keine Lieferung erfolgte, höchstens verkaufte der Eisenhändler des Ortes ein paar Schaufeln und Spaten und ein paar Gespanne hatten zu fahren.

Ganz anders dagegen gestaltet sich die Einwirkung einer Großbaustelle mit Maschinenbenützung auf den Wirtschaftsverkehr und auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Sie schafft Umsatz, Betrieb und erfaßt große Gebiete.

Zur Erläuterung darf ich diese Auswirkung an einem größeren Beispiel meiner eigenen Praxis darlegen. Es handelt sich hierbei um eine reine Erdarbeit Eine Arbeit also, die nach den Begriffen des Laien in erster Linie für reine Handarbeit, oder möglichst viel Handarbeit geeignet ist.

Die Arbeit lautete: Es ist eine 5 Kilometer lange Schiffahrtskanalstrecke mit 4 500 000 Kubikmeter Bodenbewegung fix und fertig herzustellen. Eine Arbeit von solchem Umfang und gleichmäßiger Arbeitsleistung läßt sich technisch wirtschaftlich natürlich nur mit Großgerät für Erdarbeit herstellen. Sie wurde deshalb auch so ausgeführt. Es war ein Gerätepark an Baggern, Lokomotiven, Gleisen, Werkstätten, Baracken im Gesamtgewicht von rund 5000 Tonnen notwendig, das sind 500 Eisenbahnwaggons zu 10 Tonnen oder 335 Waggons zu 15 Tonnen! Bei einem mittleren Frachtsatz von 10 RM. pro Tonne erhielt die Reichsbahn also vorweg rund 50 000 RM., die sie ihrerseits wieder in Gehälter und Löhne, für den Einkauf von Kohle und Oel, für die Unterhaltung des Lokomotiven- und Wagenparks ausgeben mußte, Ausgaben, die sich also von Anfang an schon auf hunderte von Kilometern Entfernung von der eigentlichen Baustelle verteilten. Die Einrichtung des Betriebes erforderte rund 40 Kilometer lange, schwere Betriebsgeleise. Für diese waren aus den östlichen Gebieten Deutschlands für rund 80 000 RM. Holzschwellen zu beschaffen, ein Betrag, der sich verteilt auf Löhne für das Schlagen und Bearbeiten des Holzes, auf das Verladen der Hölzer und die Kosten des Bahntransportes mit dessen obigen Zerlegungsfaktoren. Die ganze Einrichtung und der Aufbau dieses Betriebes erfolgte natürlich fast vollständig durch Handarbeit mit zehntausenden von Tagewerken. Der Betrieb der Baustelle selbst gab während 4 Jahren im Durchschnitt rund 500 Arbeitern täglich Brot und Verdienst.

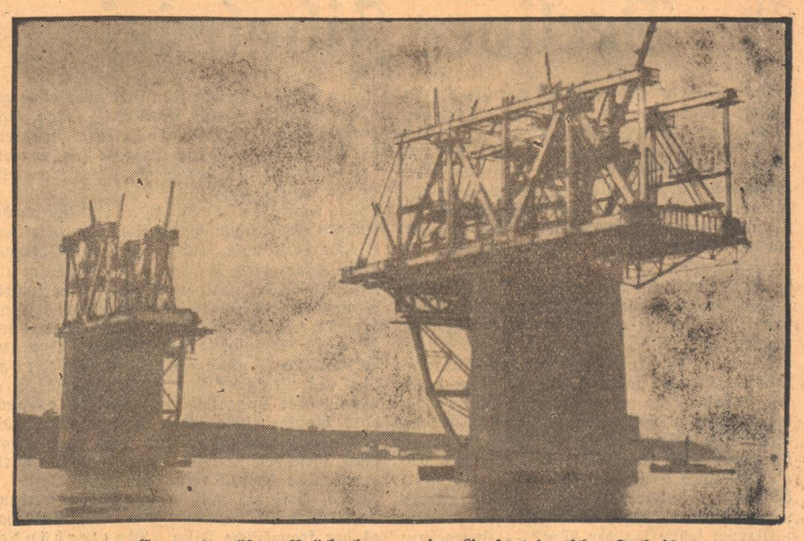
Da der Betrieb Heizmaterial erforderte, mußten große Abschlüsse für Kohlenlieferungen getätigt werden. Zu der Holzlieferung des Ostens kam die Kohlenlieferung aus dem Westen des Reiches. Vier Jahre lang wurden täglich mindestens 300 Zentner Steinkohle verbraucht. Geld ging nach dem Westen, wo die Kohle aus der Grube gefördert wurde, um auf der Bahn und zu Wasser zur Verbrauchsstelle zu gelangen. Die für den Betrieb der Bagger, Lokomotiven, Wagen und Motoren nötigen Maschinen- und Zylinderöle und Fette kamen laufend aus Hamburg. Dem nächstgelegenen Ueberlandwerk wurde die Stromlieferung übertragen. Jahrelang war die Baustelle der größte Abnehmer aus dem Bezirk des Werkes.

Kohle, Oel, Strom? Was bedeuten sie? Arbeit, immer wieder Arbeit von Menschenhand ausgeführt und geleitet bis hinunter ins Bergwerk, aus dem die Urstoffe kommen. Aber Arbeit nicht nur beschränkt auf die Orte der allernächsten Umgebung der Baustelle, sondern verteilt auf Nord und Süd, Ost und West des Reichs. Wir sehen also: Weniger Handarbeits-Leistung auf der eigentlichen Baustelle erzwingt mehr Arbeits-Leistung außerhalb derselben. Es ist also ein Irrtum zu glauben, daß im Tiefbau beim Maschinenbetrieb weniger Menschen Beschäftigung finden als bei reiner Handarbeit.

Aber noch eine weitere Beobachtung drängt sich auf: Bei all den großen Tiefbauarbeiten wird die planmäßige Einsetzung der Maschine, die eine Vollausnützung ermöglicht, eine solche Verbilligung ergeben, daß der ersparte Betrag für mehr Tagewerke reiner Handarbeit ausreicht, als die Baustelle selbst erfordert. Man muß nur für eine Arbeit den Geldbetrag für eine Ausführungsart mit möglichst viel Handarbeit auswerfen. Dieser Betrag ist zur Verfügung zu stellen und dann so wirtschaftlich als möglich zur Arbeitsleistung zu verwenden. Dann erzielt man die weitgehendste Wirkung auf den Arbeitsmarkt! Auch hierfür ein Beispiel der Praxis:

Eine kleinere Flußregulierung war auszuführen. Sie sollte unter möglichster Ausschaltung von Maschinenarbeit 200 000 RM kosten. Diese Arbeit hätte sich zweckmäßig und technisch wirtschaftlich gestaltet unter Einschaltung einer weiteren, vorhandenen, brachliegenden Baggermaschine. Die Arbeit hätte dann 160 000 RM. gekostet. Allerdings wären dabei rund 7000 Tagewerke zu 5,70 RM. in Wegfall gekommen. Die Arbeit wurde aber trotz der weniger wirtschaftlichen Ausführung für 200 000 RM. vergeben. Sie wurde also teuerer und beanspruchte längere Zeit für die Ausführung. Ich hatte damals dagegen den Vorschlag gemacht, die Arbeit für 160 000 RM. zu vergeben und die restlichen 40 000 RM. anderweitig zu verwenden. Waren doch damals große Meliorationsarbeiten im Gange, die eine reine Handarbeit darstellten mit verhältnismäßig niedrigeren Löhnen, das Tagewerk mit 3,50 bis 4,— Reichsmark. Man hätte also für 40 000 RM. mit Leichtigkeit Ersatzarbeit nicht nur für 7000 sondern für 10 000 bis 11 000 Tagewerke schaffen können.

Es ergibt sich hieraus: Läßt man sich ausschließlich von dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit bei der Vergebung von Tiefbauarbeiten leiten, dann wird man zu der Erkenntnis gelangen, daß die Maschine nicht unbedingt menschliche Arbeitskräfte tötet, sondern im Gegenteil, mehr Volksgenossen Arbeit gibt. Neben dieser vermehrten Arbeitsmöglichkeit gibt aber auch diese Arbeitsart der Industrie die Möglichkeit, ihr in den Maschinen usw. festgelegtes Kapital zu verwerten und im Interesse des Volksganzen nützlich anzuwenden. Und die selbstverständliche Folge hiervon ist ein erhöhtes Steuererträgnis und durch diese erhöhten Steuern und Abgaben wird die Wirtschaft gestärkt und damit das Arbeitsbeschaffungsprogramm seinem Endziel näher geführt.



Europas größter Brückenbau — eine Großtat deutscher Technik

Die Montage des gewaltigen, 825 Meter langen Stahlüberbaues der Fütland und Fünen verbindenden 1175 Meter langen dänischen Straßenbrücke über den Kleinen Belt, die Anfang vorigen Jahres von den beiden deutschen Firmen Fried. Krupp A.-G., Rheinhausen, und Louis Eilers, Hannover, in Angriff genommen wurde, macht weitere Fortschritte. Wegen der großen Meerestiefe muß die insgesamt 13 000 Tonnen Stahl fassende Brückenkonstruktion von den Pfeilern aus frei vorgebaut werden.

Das Propellerflügel-Flugzeug

Ohne Luftschraube und Tragfläche — Senkrechter Start und Landung — Stehenbleiben in der Luft

Von Eckart Klein.

Von dem bekannten Flugzeugkonstrukteur Dr.-Ing. Adolf K. Rohrbach wurde ein ganz neuartiger Flugzeugtyp entworfen, der voraussichtlich berufen sein wird, das Flugwesen der Zukunft grundlegend zu fördern. Daß diese Pläne ernst zu nehmen sind, geht aus den bisherigen Leistungen ihres Urhebers hervor. Bereits 1920, also ganz kurz nach dem Kriege, konnte ein nach seinen Entwürfen gebauter viermotoriger Eindecker 20 Personen 1350 Kilometer weit befördern. Diese zu damaliger Zeit bahnbrechende Schöpfung deutscher Technik hatte jedoch die Interalliierte Kommission unseligen Angedenkens auf den Plan gerufen, die nichts anderes zu tun wußte, als deren Zerstörung durchzuführen. Wenige Jahre später konstruierte Dr. Rohrbach dann in englischem Auftrag ein Landflugzeug mit 48 Meter Spannweite, das große Erfolge erzielte, sowie heute noch bei der Luft-Hansa im Betrieb befindliche bewährte Maschinen. Vielen Lesern werden auch die seinerzeit vielgenannten Flugzeugtypen Rocco, Roland und Romar in Erinnerung sein, alles Schöpfungen Dr. Rohrbachs, der nun nach zweijährigen Vorarbeiten ein auf dem völlig neuen Prinzip der Umlaufflügel beruhendes Flugzeug konstruiert hat.

Die Abbildung vermittelt eine Ansicht des neuen Flugzeuges. Dasselbe weist ein vom Bisherigen abweichendes, ganz eigenartiges Aussehen auf, da es weder Propeller noch eigentliche Tragflächen besitzt. An die Stelle dieser beiden charakteristischen Merkmale der heutigen Flugzeuge sind eine Anzahl langgestreckter schmaler Gebilde, die genannten Umlaufflügel getreten. Sie rotieren um eine gemeinsame, anstelle der bisherigen Tragflächen durch die Mitte des Rumpfes gehende Achse und stellen das tragende und antreibende Element zugleich dar. Die Umlaufflügel bestehen aus Leichtmetall und aus Stahl. Eine Ueberbeanspruchung durch unvorsichtige Flugmanöver und plötzliche äußere Einflüsse (Böen) erscheint infolge der, auf die ständig auftretenden viel stärkeren Fliehkräfte Rücksicht nehmenden sehr kräftigen Dimensionierung ausgeschlossen.

Die Wirkung des neuen Antriebs beruht auf der Tatsache, daß die einzelnen Flügel nicht starr befestigt sind, sondern während jedes Umlaufs Schwingungen um ihre Längsachse erfahren. Die sich aus der Umlaufgeschwindigkeit, der Flugzeugbewegung und der Luftströmung zusammensetzenden Kräfteeinflüsse werden somit jeweils am günstigsten ausgenützt und geben dem Flugzeug den erforderlichen An- und Auftrieb. Durch die Drehzahl und Stellung der Umlaufflügel wird eine bestimmte Größe und Richtung der entstehenden Luftkraft und somit die Manöverierfähigkeit der Flugmaschine erreicht. Die Lageveränderung der einzelnen Flügel erfolgt zwangsläufig, kann jedoch ebenso wie ihre Geschwindigkeit vom Führer beeinflußt werden, der durch die unterschiedliche Einstellung die Fluggeschwindigkeit, den Auftrieb sowie die Steuerung und dadurch sowohl die horizontale als auch die vertikale Fortbewegung reguliert, d. h. das Flugzeug lenkt.

Unsere jetzigen Flugzeuge müssen bekanntlich zur Erzielung der emporhebenden und tragenden Luftkraft eine zwischen 70 und 120 Kilometer pro Stunde liegende Mindestgeschwindigkeit entwickeln, die selbst bei den Windmühlenflugzeugen noch 40—50 Stundenkilometer beträgt. Bei Unterschreitung der Mindestgeschwindigkeit kann sich kein Flugzeug in die Luft erheben. Das grundsätzlich Neue der Rohrbachschen Konstruktion liegt nun in der völligen Unabhängigkeit von der Geschwindigkeit. Abgesehen von einer wesentlich erhöhten Manöverierfähigkeit besitzt das propellerlose Flugzeug die Möglichkeit des senkrechten Starts, der ebensolchen Landung und sogar des Stillstandes in der Luft! Die in üblicher Größe gehaltene Flugmaschine kann also auf beschränktem Raum (20 mal 20 Meter) inmitten der Städte (etwa auf Dächern) oder gar auf Schiffen landen und starten, sowohl vorwärts als auch rückwärts fliegen und auch im Flug von der Vorwärts- auf die Rückwärtsbewegung übergehen. Da die Umlaufflügel sich auch bei aussetzendem Motor von selbst weiterdrehen und ein langsames Sinken des Flugzeuges wie bei einem Fallschirm zur Folge haben, ergibt sich zusammen mit der Möglichkeit der Landung an beliebiger Stelle eine außerordentlich erhöhte Sicherheit, die sich auch bei der gewöhnlichen Landung vorteilhaft bemerkbar macht. Dieselbe vereinfacht sich wesentlich, da sie mit ganz geringer Geschwindigkeit geschehen kann und die bei den heutigen Flugzeugen vorhandenen Gefahrenmomente, denen man mit großer Umsicht, Erfahrung und Geschicklichkeit begegnen muß, vermeidet.

Das Umlaufflügelflugzeug steht mit seinen sonstigen Flugeigenschaften keineswegs hinter gleichgroßen Drachenflugzeugen zurück. Wirkungsgrad, Tragfähigkeit, Zuladung, Flugleistung, Geschwindigkeit, Steighöhe und Reichweite sind bei beiden gleich. Bei etwas kleineren Abmessungen kann es ebenfalls jede Art von Flugfiguren ausführen. Dabei sind bei ihm aber die Absturz- und die Bruchgefahr sowie die Abhängigkeit von Flugplätzen und vom Wetter weitgehend beseitigt. Was die finanzielle Seite anbetrifft, stellt sich die Herstellung des Rohrbachflugzeugs keineswegs teuerer als die des Drachenflugzeugs. Infolge Unabhängigkeit von den Wetter-, Wind- und Landeverhältnissen ergibt sich eine bessere Ausnutzungsmöglichkeit und somit ein billigerer Betrieb sowie eine größere durchschnittliche Lebensdauer infolge der Absturz- und Bruchgefahr, was wiederum eine Ermäßigung der Versicherungsprämien zur Folge haben dürfte.

Diese Vorteile werden dem neuen Flugzeugtyp zusammen mit der großen Stabilität und der guten Lenkbarkeit weiteste Verbreitung sichern. Dasselbe dürfte berufen sein, dem Flugsport heute noch Fernstehende zuzuführen wie auch der Fliegerei ganz neue Gebiete (z. B. im Stadtschnellverkehr) zu eröffnen. Das Umlaufflügelflugzeug wird vielleicht sogar einmal das „Privatauto" der Luft werden!

Der Schneesturm / Von Josef Ponten

Die deutsche Kolonie „Bellmann" an der Wolga hat beschlossen, an der östlichen, der „Wiesenseite" des großen Flusses, eine Jungkolonie, „Wiesenbellmann", anzusiedeln. Nach dem gefährlichen Uebergang über den vereisten Strom geraten die Kolonisten mit ihren Viehherden in einen Schneesturm, dem ein großer Teil von Menschen und Tieren zum Opfer fällt.

Da wurde es plötzlich Nacht.

Wem ist es nicht schon sonderbar vorgekommen, wenn er im Theater saß, wenn er mit dem Geschehen auf der Bühne lebte und das ganze Theater eine Welt war, daß dann plötzlich inmitten ein Tuch herniedersank und die Welt in zwei Teile schnitt: so war es Christian, als er den letzten Wagen die Neigung des flachen Wiesenufers hinaufführte. Ein Vorhang fiel herunter, deckte die Szene des Abzuges zu und schloß ihn davon aus. Doch er gehörte wahrlich zu der Szene, zu Menschen, Tieren und Sachen — er stürmte hinein.

Es schneite. Es schneite dicke Flocken, es schneite Wolle, es schneite Watte. Es schneite Lasten davon. Es wurde dunkel. Es war eigentümlich blaues Licht im Raum, oder war es eine blaue Finsternis? Christian ließ den Wagen stehen, den er führte, er hatte den ganzen Zug zu führen. Er rannte nach vorn und rief sich dabei ins Bewußtsein, was im Schneesturm das Wichtigste des Verhaltens war: die Richtung behalten, das Gefühl für den Raum nicht verlieren, Herr der Windrose bleiben! Denn Kopflosigkeit, Umherirren, Entkräftung und Erschöpfung infolge Umherirrens, das lieferte die Opfer an die Schneestürme. Beherrschen mußte ein Mann auch die Wjuga!

Wjuga! Wjuga! Schneesturm! Schreckensruf der Wintersteppen! Christian hatte den Ruf „Wjuga" links neben sich in der Wattewelt gehört. Die Schilfschneider von Krasni Jahr waren so schnell sie konnten in ihr Dorf gerannt. Wjuga!

„Richtung Nordost! Richtung Nordost! Die Wjuga kommt daher!" redete Christian vor sich hin. In dieser Richtung lief er. Dabei rief er mit gewaltiger Stimme, die in eigentümlichen Pausen, sozusagen Löcher des Sturmes, fielen, während er an dunklen Massen in der wollnen Welt vorüberstürzte: „Wir haben Richtung Nordost! Mit kleiner Drehung auf Nord kommt ihr nach Krasni Jar! Dort ist Rettung! Bewegt euch dorthin!"

Krasni Jar war ein Russendorf, das man von Bellmann aus mit seiner Kirche inmitten von den fünf grünen Zwiebelkuppeln liegen sah. Es lag da unten auf der Wiesenseite dem hohen Bellmann sozusagen zu Füßen, das auf dem Bergrande lag.

Wo war Michel? Christian hatte Michel zuletzt gesehen, wie er über die Mahllinie zweier Schollen sprang. Wo war Anna? Schehl? Hanna? „Richtung halten! Krasni Jar! ... Wer die Richtung verliert, stehen bleiben .. Besser stehen bleiben als sinnlos laufen, die Wolga ist nahe . . .! Der Sturm dauert höchstens drei Tage! Aushalten, durchhalten, wenns nichts anderes gibt! Hört ihr mich? Hört ihr mich? Folgt mir nach Krasni Jar! Ich gehe langsam voraus Richtung Nord! Richtung Nord! Richtung Nord! . . .!" So hallte seine Stimme im Sturm.

In Fetzen, in Brocken, in Brüchen, in Würfen kam sie bei den in Nacht und Wolle langsam Marschierenden an. Die Männer hatten die Zugtiere fest an den Zäumen. Die Pferde verhielten sich ruhig, selbst die Rinder. Die Schafe waren eine zusammengedrängte tausendfüßige Masse, die dicht aufgeschlossen den kurzen Schwänzen der Ziegen folgte. Alles setzte Fuß vor Fuß. Die Stimme, die da aus dem Dunkel rief, beruhigte, befestigte, befriedete. Der Führer glaubte, also glaubten alle, auch die dümmsten Schafe. Der Führer hatte die Richtung, also ging man auch nicht in die Irre. Der Führer wußte den Weg, also würde man auch bald unter Dach sein und das liebe Leben retten. Man hörte auch in der Nähe und um sich herum vertrautes Knattern von Gefährten, obgleich man nichts sah. Auf den Wagen saßen nur noch wenige. Die meisten, auch die Frauen, waren abgesprungen und hatten sich neben den Herden aufgereiht. Sahen die Tiere Menschen in ihrer Nähe ruhig ihres Weges gehen, so gingen sie auch ruhig. Nicht ausbrechen! Nicht ausbrechen!

Der Sturm heulte.

Wenn zwei Menschen neben einander gingen, so hielten sie einander gefaßt nach uraltem Gesetz der Wintersteppen. Wer das nicht tut, kommt bestimmt auseinander und findet sich vielleicht nie wieder. Hanna und Martin hatten Großvater Schehl zwischen sich genommen und führten ihn. Schehl war wohlgemut. Ah, ein bißchen Schneesturm! So was hatte man auf den Prärien von Kansas und Nebraska nicht wenige Male erlebt!

Christian hörte, während er tastenden Fußes voranschritt, in allem Windsgeheul und Sturmgebraus, die Masse sich hinter ihm herbewegen. Die Schwenkung auf Nord schien gelungen zu sein.

Einzelne Gestalten gingen rechts und links von ihm in der weißen Nacht vorüber. Er konnte aber nicht feststellen, ob es Menschen oder Tiere waren. Er rief sie an, bekam jedoch keine Antwort. Ihnen nachgehen, durfte er nicht, er suchte angespannt in gerader Linie voranzuschreiten.

Das tobte und raste, das knatterte und knallte. Aber der Schnee war weich und fast warm. Fiel er ins Gesicht, so zerging er. Man konnte nicht mehr weit vom Dorfe sein. Die Russen würden in allen Häusern die Samowars schon aufgestellt haben

Christian fürchtete, die Russen möchten aus Menschenfreundlichkeit die Glocken ihrer grün-gezwiebelten Kirche läuten. Dann würden die Tiere nicht mehr zu halten sein und durchgehen. Dann würden die Tiere heil in Krasni Jar ankommen, aber viele Menschen niedergetreten, -gefahren haben.

Doch es läutete nicht von Krasni Jar. Die Kamischmäher hatten gesehen, daß die Njemzi viele Tiere im Zuge führten. Die Russen waren steppenfromm. Aber sie stellten die Samowars auf und schlachteten schon die Hühner, sie wohnten bei ihnen unter dem Ofen.

Da trat das Unglück ein. Es wurde plötzlich sehr kalt. Der Schnee verwandelte sich in einem Schlag in Eisnadeln. Hundert feinste Pfeile trafen die Wangen, man konnte glauben, ein Stecknadelkissen in seiner rechten Gesichtshälfte zu tragen. Das Nadelgespritze traf die Augäpfel. Es war als atme man Nadeln, hinten im Rachen pickten sie wider die Wand, sie fielen in die Lunge und reizten die Atembrust. Auch Christian blieb stehen, schloß die Augen, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, einmal zu verschnaufen und ungereizt zu atmen.

Er machte mit den Händen einen geschlossenen Korb vor dem Gesicht. In der Luft waren nicht nur Nadeln, es war etwas wie Eiswolle darin, das Luftgas selbst war tiefgekühlt, man mußte es vorwärmen, ehe man es atmen konnte. „Das ist das Ende," dachte Christian. Dann donnerte es auch schon dumpf in seiner Nähe. Die Tiere waren ausgebrochen.

Solange kein Eis dahergeweht war, hatten die Tiere sich führen lassen, die Pferde, die gegen den Wind zu gehen lieben, natürlich gern, aber auch die dummen Rinder, die im Sturm mit dem Wind zu laufen pflegen. Selbst das Ausschwenken nach Norden hatten sie zwischen den schreitenden Zäunen von Menschen, und von deren beruhigenden und ermunternden Stimmen zugedeckt, noch mitgemacht. Namentlich Hannas Tonfall hatte in einer unerklärlichen Weise glättend auf furchterregte Tiergemüter gewirkt.

Aber als da unter kurzen Windknallen, als würden Kanonen abgefeuert, Eis geschossen wurde, die Tiere nicht mehr aus den Augen sehen konnten und vor Schmerzen die Lider schließen mußten, da vertrauten sie den Menschen nicht mehr, da fühlten sie sich auf ihre Erbtriebe zurückgeworfen: die Rinder stellten sich in den Sturm, als könnten sie mit ihm laufen, davonlaufen, die Rosse gegen ihn, als wollten sie ihn unterlaufen. Die Tiere rasten los.

Christian stand still. Es half hier gar nichts. Stillstehn und sich ergeben, war das Einzige, was man tun konnte, warten, ob man niedergerannt und zertrampelt werden würde, man war völlig dem Glück überantwortet. Aber er hörte die Massen von ihm fortbrausen und sich ins Unbekannte entfernen. Hielt der Wind seine Richtung bei, so wußte Christian, daß die Rinder in die Wolga laufen würden. . . .

Er sah in der Schneenacht einen Hund links von sich vorbeistreichen, merkwürdig klein und fern. „Armer Hund", dachte er. Aus Mitleid, und weil er nichts anderes zu tun hatte, griff er nach dem Hunde — und fuhr jemanden in den Halskragen: „Michel. Junge!" entfuhr es seinem Vatermunde. Christian ließ nicht los. Zwischen Mantelkragen und Leib regnete und bließ es Michel Schnee und Eisnadeln den Rücken hinunter. „Wollte . . . dir . . nach, Vater. Warst uf Krasni Jar . . ." kam es aus dem zappelnden Menschenpaketchen.

Christian stellte es zwar auf die Füße, gab aber den Zugriff nicht frei. In dem Gewirbel und Gewimmel würde ein kleiner Kerl wie Michel unrettbar verloren sein. Er regnete und blies Michel immerzu den nassen Rücken hinab.

Da gab es einen Knall, als stürze der Himmel ein. Aber leer ging das Gelärme aus. Es pfiff jetzt, wie Maschinen pfeifen, es junkte nun, wie die Wölfe junken, es knallte wie von Peitschenschlägen, Gewehrentladungen, Kanonenschüssen. Meistens knallte es, aber immer ging das Getöse leer aus, es tat fast weh. Man wußte nicht mehr, ob man noch Ohren hatte, so kalt waren sie, und man fühlte wohl hinauf an die schmerzenden Wangen — sie waren noch da und sie fühlten sich geradezu lieb an.

Jetzt aber bewegte sich etwas gegen Christian und den an ihm hangenden Michel. Es war eine Schlammasse, ein dunkler Brei, und Christian hob unwillkürlich den Fuß, dann den anderen auf. Aber da fühlte er es an seine Knie stoßen, so groß war das da unten, das Schneegestöber hatte es merkwürdig entfernt und verkleinert. Ziegenhörner! Die Geißen, die Schafe . . . die Herde wälzte sich heran, es war jetzt unter dem Wind auch zu riechen.

Jetzt sich der Ziegen versichern, die Schafe folgen dann! Christian warf, um die Hände frei zu bekommen, Michel zwischen die Schafe. Dort konnte er sich gar nicht verlieren, wenn Gott dem Jungen nur ein Quentchen Verstand und Sinn für Wirklichkeiten mit gegeben hatte. Und dann war auch der Geruch der Herde da! Und er konnte sogar reiten! Hilf dir selbst, Michel! Christian pfiff nach zwei großen Ziegenböcken, faßte sie bei den Hörnern und führte sie in der Richtung fort, in der er das Russendorf vermutete. Die Schafmasse wälzte sich dick hinter den Geißen her. Die Schafe hatten keine Köpfe, sie hatten sie wie bei Steppengluthitze unter die Leiber der Nachbarn gesteckt. „Bist du da, Michel?" Knattern . . . Zickzuck . . . Prasseln . . . Huiiiih . . . „Michel!" . . . Hohahahahaa lachte der Sturm. „Riefst du mir, Date?" — „Gut, Michel!" . . . „Bin unter die Schoß' . . ." Steif wälzte sich die Masse der Wollkörper hinter den Ziegen her, die vordersten der Schafe stießen die Geißen sogar voran. „Bist du da, Michel?" — „Ich reit auf einem Schof."

Da lief Christian plötzlich wider einen geflochtenen Zaun auf.

Aber wo ein Zaun war, da war man in Menschennähe! Die Steppe hatte keine Zäune. Gott sei Dank! Krasni Jar!

Jetzt mußte er die Ziegen loslassen, er hangelte sich entlang dem Zaun in einer Richtung, die gleichgültig war. Ob rechts oder links, man mußte, wenn man sich nur folgerichtig weiter tastete, nach Karsni Jar kommen. Ob auch erst morgen.

Der Dichter auf dem Marktplatz

Erzählung von Walter Persich

Glockendröhnen des Schicksals war in die sieben Dutzend Fürstentümer der deutschen Lande gekommen. Herr v. Metternich saß in Wien und zog Fäden, nicht immer richtig; es knallten Schüsse, es floß Blut, und die Herzogtümer Schleswig-Holstein hatten einen harten Stand gegen die dänischen Machtgelüste. Die Schlacht bei Idstedt entschied alles — und die blau-weiß-roten Fahnen machten den dänischen Flaggen Platz. Verzweifelt und haßerfüllt ließ das stolze nordische Land der deutschen Zunge, was nun kam, über sich ergehen. Und es kam: der Druck des Siegers, des Mächtigen. Dänische Truppen marschierten in den Städten ein, dänische Herren regierten und entschieden, was Recht sei und was Unrecht, die dänische Sprache galt als die richtige, und niemand durfte reden, wie ihm der Mund gewachsen war.

Mit klingendem Spiel zogen auch in die sonnig verträumte Stadt Husum ein paar dänische Kompanien unter einem Major ein. Sie formierten sich auf dem Marktplatz, die Bevölkerung wurde zusammen getrommelt, und da stand hoch und niedrig, arm und reich dichtgedrängt vor den fünf Reihen der feindlichen Gewehre und durfte warten, was da kommen würde. Nach zwei Stunden ein Trommelwirbel, präsentierte Gewehre — der Major trat an der Seite des deutschen Amtmanns aus dem Rathaus vor das Volk.

„Im Namen des dänischen Königs!" verlas der dicke Offizier mit weithin über die Totenstille hallender Stimme, „werde ich nun das Regiment in der Stadt Husum übernehmen, bis die meinem König genehmen Verhältnisse hergestellt sind. Der Amtmann wird unter meiner Aufsicht noch drei Tage im Amte bleiben — bis dahin wird sein Nachfolger vom dänischen König eingesetzt worden sein. Ich habe nun an euch, Bürger der Stadt Husum, die Frage zu richten, ob ihr gewillt seid, eurem neuen und wahren Herrn in Treue zu dienen. Wir wollen keinem Menschen ein Leid tun, der sich hinter die dänische Regierung stellt, ja, er wird angesehener und geachteter sein als bisher. Wer aber ein Feind unseres Königs ist, der mag des Landes verwiesen, zumindest aber seines Amtes enthoben sein. Hier — euer Amtmann — wird die Namen aufrufen. Jeder trete vor und sage: Ich gelobe Dänemark und seinem König treu zu dienen — dann mag er abtreten. Los!"

Hinnerk Ahrens trat vor. Er sprach kein Wort und konnte nach einem Wink des Majors zurücktreten. Sein Name bekam in der Liste ein Zeichen. Der Schmied Uwe Ammer spie auf den Boden und trat unaufgefordert wieder ins Volk zurück — aber so mutig waren nicht viele. „Denkt an Weib und Kind", flüsterten die Frauen den Männern zu, „denkt an eure alten Eltern", ermahnte man fast unhörbar die Jungen. Sie traten vor, sie sprachen mit gesenkten Köpfen die Worte, und nur dieser und jener tat nicht mit, bekannte durch Schweigen, wie sein Herz schlug.

„Hans Theodor Woldsen Storm, Advokat!" rief der Amtmann auf.

Vor die Dänen trat ein kleiner Mann mit lohendem Haar und klarem, tiefem blauen Blick, von dem ein Glanz ausging, wie von der fern schimmernden See, die sich unter der Sonne breitete. Er senkte seine Augen nicht, er ging so nah an den Major heran, wie es die Soldaten zuließen, die steif und brummig dastanden. Er zog ein kleines Papier aus der Tasche und las bewegt und mannhaft, nicht laut, und doch so, daß jeder es vernahm:

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd geh'n
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns gescheh'n!

Und wenn wir hilfelos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament.

Denn kommen muß das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Bang und freudig zugleich hörten die Husumer das Gedicht ihres sonst so stillen Mitbürgers, und sie sahen, wie er aufrecht zurückschritt und sich wieder in ihre Mitte stellte, den Spruch des Majors erwartend.

Der vermochte im ersten Ansturm seiner Wut keine Worte zu finden, doch dann brach es aus ihm hervor und rollte über den Platz.

Ein Kind weinte leise auf dem Arm der Mutter.

„Ich danke dem Herrn Advokat Storm für den wundervollen Vortrag seiner Dichtung. Unser König hat die Künste immer gefördert. In seinem Namen u. gemäß seinem Willen will auch ich dem Dichter Storm meine größte Förderung angedeihen lassen. Er soll hinfüro nicht mehr durch Aktenstaub und Gerichtsstubendunst in seinem Schaffen gehemmt werden, sondern seiner Kunst leben; er wird hiermit seiner Stellung enthoben und am Gericht nicht mehr zugelassen!"

Aufschluchzte Konstanze, seine Gattin, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn unter Tränen. Er nahm sie bei der Hand und schritt aufrecht und mit seinem bescheidenen Gang durch die Gasse der beiseitetretenden Husumer seinem kleinen Hause entgegen. Konstanze weinte während des ganzen Weges; Storm vermochte nicht, sie mit Worten zu trösten, nur sanft und brüderlich strich er über ihre Hände. So kamen sie gemeinsam heim. In der Diele hatte sich durch die offene Hintertür die Sonne eingeschlichen, es blitzte von Sauberkeit und Stille im Hause, und Storm trat in sein kleines Amtszimmer, wo er die umherliegenden Akten zusammenpackte und den Schreiber beauftragte, sie zum Gericht hinüberzutragen. Am Fenster saß er sodann vor sich hinsinnend; der Zettel mit dem Gedicht, das seinen Broterwerb vernichtet hatte, lag vor ihm auf dem Tisch, und die Feder zeichnete auf den Rand des Papiers Männlein, die dem polternden dänischen Major unfreundlich ähnlich sahen. Schweigen, jetzt, in dieser Stunde? Nein, sagte er zu sich selbst, nein! Und auch nicht lügen! Niemand will dem dänischen König in seinem Herzen dienen, und er mag es mit jenen und sich ausmachen, wenn er ein Land von Heuchlern unter dem Druck der Macht beherrschen will!

Da hört er Kinderlachen, tritt ans Fenster und blickt in den Garten. Die Jungen und Mädel tollen durch den Garten, sie schlagen eine Schlacht mit Holzsäbeln und stürmen einen kleinen Erdhügel.

„Vater", ruft der Aelteste, „wir haben es gehört, von Friedrich dem Schreiner. Vater, du bist ein Held!"

Theodor Woldsen Storm schüttelt mit ernstem Lächeln das Haupt.

„Nein, Junge, ein Held bin ich nicht. Ein Held würde durch das Land jagen und in die Menschen in jeden einzelnen, den Mut des Kampfes hineinhämmern, würde ihnen zurufen, daß jetzt sie alle an der Reihe sind, um den Dänen mit Schimpf und Schande hinauszutreiben. Aber, wenn ich auch kein Held sein kann, so will ich doch vor mir und meiner Heimat, und vor euch, Kinder, ein ehrlicher Mensch bleiben. Es werden schwere Jahre kommen, auch für euch, vielleicht werden wir dieses Land sogar verlassen müssen. Aber es soll nicht befleckt werden mit meiner Schuld!"

„Ja, Vater", sagt der Aelteste, und hebt kühn den schönen Kopf, „aber wir kommen wieder zurück nach Husum — und dann wehen unsere Fahnen über den Türmen!"

Konstanze ist in den Garten getreten, sie küßt die Kinder, und Storm lacht ihr zu.

„Das, Konstanze, kann uns keine Däne rauben!"

So lebt und arbeitet der Führer

Ein Besuch in der Wilhelmstraße 78

Die ganze Welt blickt heute auf die Wilhelmstraße, wo deutsche Geschichte gemacht wird, blickt in das Haus Wilhelmstraße 78 hinein, wo der Führer des 64 Millionenvolkes arbeitet und wohnt, wo Adolf Hitler mit seinen engsten Mitarbeitern zusammenkommt. Wie sieht es in der Reichskanzlei aus, wie geht ein normaler Arbeitstag dort vor sich?

In den Vorräumen ist ewiges Kommen und Gehen, man sieht Männer im Braunhemd mit Aktentaschen. Zur Berichterstattung erscheinen Ministerialräte, Ministerialdirektoren und andere hohe Beamte aus den Ministerien. Jeder Ankommende wird nach telephonischer Feststellung über die Richtigkeit des Zeitpunktes seines Erscheinens von einem Beamten an die gewünschte Stelle begleitet; denn die Räume der Reichskanzlei und ihre Flure sind weit. Ein Fremder, der zum erstenmal hier ist, kann sich nur schwer zurechtfinden.

Im Vorbeigehen sieht man von einem Vorraum aus auf dem Innenhof der Reichskanzlei zwei Schwarzuniformierte wie Bildsäulen, aus Erz gegossen, stehen: Es ist die Ehrenwache des Führers. Alle Stunde werden die ehernen Posten durch Kameraden der SS.-Leibwache abgelöst.

In Adolf Hitlers Arbeits-Zimmer

Die Arbeitsräume des Führers befinden sich im ersten Stock. Bevor man den großen Vorraum betritt, durch den man zu den einzelnen Räumen gelangt, kommt man an Ehrenposten der SS. vorbei. Mancher SA.- und SS.-Kamerad — und nicht nur diese, sondern wohl auch die meisten Besucher der Reichskanzlei haben diese jungen Leute schon oft darum beneidet, daß sie sich in unmittelbarer Nähe Adolf Hitlers aufhalten dürfen.

Schlicht und einfach sieht es im Arbeitszimmer des Führers aus. Auf dem niedrigen, über Eck gestellten Schreibtisch, sieht man Stapel von Akten und Berge von Briefen liegen. Ein Strauß mit frischen Blumen steht vorn auf dem Tisch, und ein Notizblock liegt daneben, dicht beschrieben mit Bemerkungen für die wichtigsten Empfänge der nächsten 14 Tage. Auf dem Bücherschrank steht die Bronzebüste des Herrn Reichspräsidenten.

Mitternachtsbesuch beim Staatssekretär

Daneben die Zimmer des Staatssekretärs Dr. Lammers und des persönlichen Referenten. Diese beiden Räume werden nur durch das „Botschafter-Zimmer" vom Arbeitsraum des Kanzlers getrennt. Im Botschafter-Zimmer finden die Empfänge der Vertreter fremder Mächte statt.

An den Arbeitsraum Adolf Hitlers schließt sich das Arbeitszimmer der persönlichen Adjutanten des Führers, des Gruppenführers Brückner und des Standartenführers Schaub, sowie des Adjutanten Stenger an.

Mitternacht ist längst vorbei, als man den Staatssekretär Dr. Lammers und den Referenten des Volkskanzlers, Dr. Meerwald, aufzusuchen endlich Gelegenheit hat. In der Reichskanzlei wird tatsächlich von morgens um 10 bis nachts um 1/2 1 gearbeitet. Der Achtstundentag ist dem Führer und seinen engsten Mitarbeitern etwas Unbekanntes.

Und hier tagt das Reichskabinett

Gegenüber diesen Räumen befinden sich auf der anderen Seite des Gebäudes die Sitzungssäle der Reichskanzlei. In dem sogenannten „Kabinettssaal" finden die Sitzungen des Reichskabinetts statt. Inmitten dieses Saales steht eine große kreisrunde Tafel, Briefmappen und Tintenzeug, Löscher und Wasserkaraffen sieht man auf der Kabinettstafel. Sonst nichts, den hehren Schmuck des Raumes bildet das lebensgroße Bild des Altreichskanzlers Bismarck. Den in Blau gehaltenen größeren Ländersaal nehmen unter dem Bilde des Herrn Reichspräsidenten v. Hindenburg zwei lange schmale Tafeln ein, an denen die Vertreter der Länder zu ihren Beratungen Platz nehmen.

Täglich 300 Ferngespräche 1200 Postsendungen . . .

Man geht durch die nächsten Stockwerke. Ueber den Arbeitsräumen des Führers arbeiten die Referenten und das Büro der Reichskanzlei. In der großen Fernsprechzentrale vermitteln Beamtinnen, an modernen Lichtsignalschränken, tagsüber 300 Orts- und Ferngespräche, und oft genug muß den aus den Ministerien und Reichsbehörden Anrufenden gesagt werden: „Vor Ihnen wollen noch drei andere Teilnehmer den Herrn Staatssekretär sprechen! Wollen Sie solange warten?!" Unmittelbar mit dem Führer werden nur die dem persönlichen Referenten oder dem Adjutanten mitgeteilten Voranmeldungen verbunden. Die meisten dienstlichen Gespräche werden, je nach der Sachlage, zu Oberleutnant Brückner oder zum Regierungsrat Dr. Meerwald geleitet.

Unweit von der Fernsprechzentrale sieht man die Briefverteilungsstelle. Hier herrscht ebenso wie in der Anmeldung ewiges Kommen und Gehen, Eilboten geben rotüberkreuzte Briefe ab. Postboten bringen ganze Taschen voll Sendungen, und an manchen Tagen erscheinen gleich zwei Briefträger auf einmal, bringen Hunderte von Briefen und Karten. Die Einschreibebriefe werden in einem dicken Buch von der Briefannahme quittiert.

An „normalen" Arbeitstagen laufen gegen 1200 Briefe und andere Sendungen in der Reichskanzlei ein. Nicht selten steigt die Ziffer der Posteingänge auch auf 2000, und an besonderen Festtagen, wie zum Geburtstag des Führers, und vor der letzten Wahl und Volksabstimmung, mußten Waschkörbe herhalten, um die Posteingänge zu befördern . . .

Der Arbeitstag des Führers

Aus der Zeit der Wahlvorbereitungen wissen wir, daß der Volkskanzler ein Mann ungeheurer, angespanntester physischer Leistungen ist. Seine Arbeitsweise ist ganz modern. An einem einzigen Tage dreimal, viermal vom Auto ins Flugzeug, vom Flugzeug ins Auto, dreimal, viermal in ganz verschiedenen Landesteilen sprechen — das hat dem Reichskanzler bislang auf der ganzen Welt noch kein Regierungschef, kein Führer einer Bewegung nachgemacht. Eine dieser grandiosen Arbeitsleistungen wird immer unvergessen bleiben! Vormittags in Tannenberg zur Feier des deutschen Sieges, dann im Flugzeug quer über Deutschland zum Niederwald-Denkmal, und wieder im schnellsten Verkehrsmittel unserer Zeit, zurück in die Reichshauptstadt.

Der vom Staatssekretär Dr. Lammers für mehrere Tage im voraus in großen Zügen entworfene und für den einzelnen Tag in Minuten genau eingeteilte Tagesplan sieht den eigentlichen Arbeitsbeginn des Kanzlers um 10 Uhr früh vor. Die Arbeit des Führers beginnt in Wirklichkeit jedoch schon morgens beim Frühstück. Manche wirklich eilige Angelegenheit aus irgendeinem Ministerium, ist schon früh bei der einfachen Kaffeetafel durchgesprochen worden

Adolf Hitler ist Frühaufsteher: wie oft sah die SA. den Führer schon morgens um 7 Uhr zu einem Appell erscheinen, als die Reichskanzlei und das deutsche Volk noch nicht die volle Arbeitszeit des Kanzlers für sich beanspruchten.

Von 10 bis 11 Uhr: Vortrag beim Kanzler

Um 10 Uhr betritt der Reichskanzler sein Arbeitszimmer, und der auf eine Stunde angesetzte Vortrag des Staatssekretärs in der Reichskanzlei, Dr. Lammers und des Staatssekretärs und Reichspressechefs Dr. Walther Funk beginnt. Staatssekretär Dr. Lammers unterrichtet den Führer über wichtige Schreiben und Anfragen der Statthalter und der Ministerien. Der Führer gibt an, welche Besucher er empfangen will, und Staatssekretär Funk referiert über die Mitteilungen der deutschen und ausländischen Presse. Dann wird zwischen dem Führer und den Staatssekretären über bevorstehende Kabinetts-Sitzungen oder über die Beratungen mit einzelnen Ressortchefs der Ministerien gesprochen. Im Anschluß an diese Unterredung findet der Empfang der Besucher statt.

Der Chefredakteur des „Svenska Dagbladet", der frühere Professor der Literaturgeschichte an der Universität Stockholm, Fredik Böök, sagt über Adolf Hitler: „Alle Nationen, die im Weltkrieg gekämpft haben, huldigen dem unbekannten Soldaten. In Paris ruht er unter dem „Arc de Triomphe", in London schläft er seinen letzten Schlaf unter dem schwarzen Marmor der Westminster-Abtei. In Berlin aber residiert er im Reichskanzler-Palais, in der Wilhelmstraße. Deutschland ist das einzige Land, in dem der unbekannte Soldat nicht tot ist, sondern lebt . . ."

Schlicht und einfach, wie er als einer der Nomenlosen des großen Krieges gewesen ist, blieb Adolf Hitler auch als Führer des ganzen Volkes, ist es heute genau so, wie nach dem Einzug in die Wilhelmstraße. Geringfügig und klein ist sein persönlicher Aufwand. Und Arbeitsmensch ist er außerdem meistens auch in der Zeit, die wir eigentlich als freieste Zeit des Tages betrachten.

Der Führer im Kreise seiner Mitarbeiter

Um 2 Uhr ungefähr begibt sich der Führer in seine im dritten Stock gelegene Wohnung zu Tisch. Meistens sieht er in dem nach dem Park hinaus gelegenen Raum Gäste aus den Ministerien, aus der Reichskanzlei und Unterführer der Bewegung um sich. An der Mittagstafel finden sich der persönliche Adjutant des Führers, Oberleutnant Brückner, dann der Pressechef der NSDAP. Dr. Otto Dietrich, ferner Staatssekretär Funk, Dr. Hanfstängl, Adjutant Schaub und andere Herren der nächsten Umgebung des Führers ein. Außer diesen Herren sieht der Kanzler häufig während der Mittagspause Statthalter und Gauleiter aus allen Teilen des Reiches bei sich, die ein oder zwei Tage in Berlin sind. Ungezwungen werden dann zwischen dem Führer und seinen Gästen Angelegenheiten des Tages, Fragen der Bewegung und Dinge, die die einzelnen Landesteile angehen, erörtert.

Zu den Männern, die nicht selten in der Wilhelmstraße 78 zu sehen sind, gehört der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, der im Hause des „Verbindungsstabes der NSDAP.", während seiner Berliner Aufenthalte daheim ist. Rudolf Heß nimmt bekanntlich dem Führer die Arbeit mit allen täglichen Dingen und Fragen der Bewegung ab. Häufig sieht man auch die Reichsminister Dr. Goebbels, Wilhelm Frick und Hermann Göring, sowie den Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Robert Ley, als Tischgäste des Kanzlers.

Einfacher, als in manchem gut-bürgerlichen Haushalt, sieht es auf der Mittagstafel in der Reichskanzlei aus. Von Alkohol und von Fleisch ist der Führer bekanntlich kein Freund. Der Koch der Reichskanzlei richtet für ihn Gemüseplatten, Eierspeisen und andere vegetarische Kost an.

Während seiner Reisen lebt der Führer, wie jeder weiß, der ihm durch Zufall irgendwo in Deutschland begegnen durfte, genau so mäßig. Morgens gibt er vor Kaffee und schwerem „englischem Frühstück" den Vorzug einem Glas Milch oder jener uralten deutschen Kost, die schon zu Zeiten, als der Kaffee noch keinen Eingang in Europa gefunden hatte, auf dem Tisch der Deutschen zu finden war: Haferflockensuppe mit Schwarzbrot. Der ganze „Luxus", den sich der Führer auf seinen stundenlangen Flügen und Autofahrten gestattet, besteht in einigen Streifen Schokolade. Und hält er sich im Haus Wachenfeld auf, so muß die Küche genau so einfach gehalten sein, wie in seiner Abwesenheit. Seine Schwester, die Hausfrau dort, hält für Adolf Hitler frische Milch, frisches Bauernbrot und Butter bereit.

Während der Deutschlandflüge, wo über jede Stunde verfügt war, gingen viele Tage vorüber, an denen es für den Führer und seine Begleiter überhaupt keine Mittagspausen gab. Ein paar ins Flugzeug mitgenommene Aepfel und Orangen, eine Tafel Schokolade, auf dem Landeplatz ein Glas Milch oder eine Flasche Mineralwasser — das ist dann alles für zwölf bis vierzehn Stunden gewesen. Wenn wichtigere Dinge zu tun sind, sind die Kleinigkeiten des Lebens dem Kanzler nebensächlich.

Wenn jemals ein Mensch geglaubt hat, daß der Führer in den Tagen nach der Machtübernahme anders lebte, als vordem, so irrt er. „Rauschende Feste" hat es nie gegeben, sei es im Kaiserhof „Vor den Toren zur Reichskanzlei" im Herbst 1932, sei es später als Kanzler des Reiches, immer war die persönliche Einfachheit des Führers hervorstechend. —

Die Arbeit des Führers nimmt nach der Mittagspause ihren Fortgang. Mitunter werden noch gemeldete Besuche empfangen, Besprechungen sind angesetzt, Kabinettsberatungen finden im Kabinettssaal statt. Achtstündige Arbeitszeit kennt der Führer, kennt sein Staatssekretär, kennen seine Referenten und seine Adjutanten nicht. Für sie alle beginnt der normale Arbeitstag in den frühen Vormittagsstunden und endet sehr spät am Abend, oft erst in den Nachtstunden.

In dem persönlichen Einsatz für das neue Reich, in der Arbeit für Volk und Staat geht der Führer tagein, tagaus mit vorbildlichem Beispiel voran.

Man verläßt die Reichskanzlei mit dem nachhaltigen Eindruck, daß hier gearbeitet wird, wie nie zuvor.

Hermann Lembeck.

Blick auf die Reichskanzlei